

HEYNE <

DAS BUCH

Livvie Brannon fühlt sich merkwürdig, als sie nach ihrer Reise von St. Andrews in die irische Heimat das erste Mal in ihrem Jugendbett auf dem elterlichen Bauernhof aufwacht. Erinnerungen an früher stürmen auf sie ein, als sie mit ihren zwei »Schwestern« Holly und Alice auf dem Heuboden herumtollte, vor dem tragischen Ereignis, das alles verändert hat. Livvie spürt, dass die Wunden nie verheilt sind, und dass auch sie heute nicht heilt, wenn sie sich nicht ihren Hoffnungen und Träumen stellt und Antworten sucht auf die schmerzhafteste Frage: Wo ist die Grenze zwischen Schicksal und Schuld?

Wahr, geheimnisvoll, tragisch: Liz Balfour erzählt eine wunderbare Geschichte von Freundschaft, Liebe und der Kraft der Ehrlichkeit.

DIE AUTORIN

Liz Balfour, geboren 1968, studierte Theaterwissenschaften und ist als Dramaturgin in Deutschland sowie im englischsprachigen Raum tätig. Schon von früher Jugend an war sie fasziniert von Irland, der grünen Insel, und verbringt ihre freie Zeit am liebsten im County Cork.

LIEFERBARE TITEL

Ich schreib dir sieben Jahre

Emmas Geheimnis

LIZ BALFOUR

**DIE
DRITTE SCHWESTER**

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier Holmen Book Cream liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 10/2014
Copyright © 2014 by Liz Balfour
Copyright © 2014 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Eva Philippon
Printed in Germany 2014
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München
unter Verwendung von © plainpicture/Design Pics; shutterstock
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
ISBN: 978-3-453-47125-2

www.heyne.de

1.

Die trägen, heißen Sommer unserer Kindheit, sie kehren nie zurück. Was bleibt, ist die Erinnerung, so lebhaft und intensiv, als könnte man alles noch einmal erleben, als wäre alles zum Greifen nah. Ein Versprechen, das sich nie einlösen lässt.

Ich verbrachte die Sommer damals immer mit meinen Freundinnen Holly Bryson und Alice Tannert, und obwohl meine Schwester Eva drei Jahre älter ist als ich, schloss sie sich uns oft an, wenn wir durch die grünen Wiesen und Felder streiften, über die Mauern kletterten und uns durch Gestrüpp kriechend bis zum Wasser vorkämpften.

Unser kleiner Ort Cheekpoint liegt östlich der Stadt Waterford an der Stelle, wo sich die Flüsse Suir und Barrow vereinigen und in die Irische See fließen. Vorher strömt der Nore in den Barrow. Diese drei Flüsse nennt man auch »The Three Sisters«, die drei Schwestern. Zu dieser Zeit fühlten wir uns auch genau so: Holly, Alice und ich.

Nah ans Wasser zu gehen war uns streng verboten. Dazu waren wir noch zu jung: Niemals ohne Aufsicht, niemals ohne die Erwachsenen, hieß es. Besonders meine Eltern legten Wert darauf und drohten mit empfindlichen Strafen wie Hausarrest, und zwar nicht nur für ein paar Tage, sondern die gesamten Ferien über. Meist liefen wir daher

den Minaun Hill hinauf, von dem aus wir zumindest den Hafen von Waterford und die lange Brücke über den Barrow sehen konnten. Doch mit jedem unserer Ausflüge wurden wir verwegener: Wir entfernten uns immer weiter von zu Hause, blieben immer länger fort, stiegen abseits der festen Wege auf den Minaun und erforschten schließlich sogar die Bereiche, die man uns verboten hatte.

Es war in dem Sommer nach meinem ersten Schuljahr, als wir von unserem Vater dabei erwischt wurden. Zu Hause hatten wir gesagt, wir würden zu Holly gehen und dort im Garten spielen. In Wirklichkeit aber wollten wir wieder ans Wasser, das uns, wie die meisten Kinder, magisch anzog: Wir rannten aufs Feld, kletterten über die Mauer, folgten einem kleinen Trampelpfad, der hinunter zum Fluss führte, und liefen am Ufer entlang. Wir spielten nah am Ufer und streckten Hände oder Füße in den Fluss. Immer weiter und weiter gingen wir, scherzten, lachten, alberten herum. Wir sammelten Steine, die wir im hohen Bogen ins Wasser warfen, winkten den vorbeiziehenden Schiffen zu, auch wenn niemand zurückwinkte. Wir versanken in unserer Welt, vergaßen Eltern und Mittagessenszeit, weil wir Ferien hatten, frei waren, die Sonne schien. Wir sahen den Seevögeln hinterher, sammelten Pflanzen, die wir für selten hielten, wühlten in der Erde nach verborgenen Schätzen, die wir nie fanden und doch immer wieder suchten. Wir glaubten fest daran, dass wir unverwundbar waren und das Leben niemals schöner sein konnte.

Der Tag, an dem wir erwischt wurden, fing anders als üblich an. Wir waren sehr viel früher aufgebrochen, weil es nachts so heiß gewesen war, dass keine von uns gut

geschlafen hatte. Kurz vor Sonnenaufgang war es kühl genug gewesen, um Ruhe zu finden, aber nur wenig später schienen wir wie durch ein geheimes Zeichen zu erwachen. Wir standen auf und drängten nach draußen, trafen uns alle am Tor vor unserem Hof, wo wir immer zusammenkamen, bevor wir loszogen. Wir spürten keine Müdigkeit, rannten los, bis wir weit genug vom Dorf entfernt waren. Dann schlenderten wir langsam über die Wiesen am Flussufer. Wir erzählten uns unsere Träume, und da Eva und Alice sich an ihre nicht erinnern konnten, dachten sie sich etwas aus, nur damit sie Holly und mich mit ihren Gruselgeschichten übertrumpfen konnten. Kichernd taten sie so, als hätten sie von Gespenstern geträumt, von Monstern unterm Bett, und irgendwann kamen wir, ganz außer Atem vor Lachen, vor einer Heiligenfigur zum Stehen.

Alice sagte: »Die hab ich noch nie gesehen.«

Und Holly antwortete: »Vielleicht ist sie neu.«

»Nein«, sagte Eva. »Sie ist doch schon ganz verwittert. Wir sind ganz schön weit gelaufen.«

Ich sah nach der Sonne. Sie stand hoch am Himmel, es musste längst Mittag sein. Wir waren seit Stunden unterwegs, ohne bemerkt zu haben, wie die Zeit vergangen war.

»Livvie, das wird ein langer Rückweg«, sagte meine Schwester zu mir. »Hoffentlich werden wir nicht erwischt.«

»Die arbeiten doch«, sagte ich. »Die können gar nicht wissen, wo wir sind.«

»Wir müssen zurück«, mahnte Eva, ganz die vernünftige ältere Schwester. »Vielleicht hat uns jemand gesehen.«

»Wer soll die hier denn sein?«, fragte Holly, die fasziniert von der Heiligenfigur war.

»Los, Livvie, wir müssen!« Eva klang nervös, aber sie hatte keine Chance. Holly, Alice und ich inspizierten die Figur, als gäbe es dafür Extrapunkte in der Schule: ein aus Holz geschnitzter Dominikanermönch, nicht so kunstvoll, wie ich es aus der Kirche kannte, die Farben schon deutlich verblasst. Er stand in einem kleinen Schrein, den ein schlichtes, ebenfalls hölzernes Flurkreuz umgab.

»Ein Mönch«, sagte Alice schließlich ernst.

Holly verdrehte mit so viel Dramatik, wie sie aufbringen konnte, die Augen. »Ja, aber welcher Mönch?«

»Ein heiliger«, sagte Alice.

»Du bist wirklich doof, Alice. Ich weiß, dass das ein Mönch ist. Ich will wissen, wie er heißt und warum er da steht.«

»Einfach so, zum Beten«, sagte Eva. »Gehen wir jetzt?«

»Den stellt man doch nicht einfach so hierhin.« Holly hatte keinen Respekt vor dem Rat des in ihren Augen schon fast erwachsenen Mädchens, und ihre Neugier war schon immer größer gewesen als die von uns allen zusammen. »Hier kommt doch nie jemand vorbei.«

»Falsch«, sagte Eva und zeigte mit einigem Triumph auf die frisch gepflückten Blumen neben dem Flurkreuz.

»Stimmt. Warum liegen da frische Blumen?« Holly sah auf den Strauß hinab.

»Weil sie jemand hingelegt hat«, antwortete Eva.

Holly sah sie böse an. »Aber warum?«

»Ist doch egal. Das hier ist ja wohl langsam langweilig«, rief Alice. »Gehen wir ans Wasser!«

»Wir gehen zurück!«, rief Eva, aber Holly und ich rannten Alice bereits hinterher. Widerstrebend folgte Eva und setzte sich zu uns ans Ufer, wo wir verglichen, was

wir auf dem Weg alles gesammelt hatten. Wir hielten die dreckigen, nackten Füße in den breiten Fluss und ließen das kühle Wasser zwischen unseren Zehen hindurchströmen. Wie erschrakten wir, als die Stimme meines Vaters aus dem Nichts herabdonnerte und uns zu sich rief. Schnell zogen wir die Füße aus dem Wasser. Holly und Alice stoben auseinander wie verängstigte junge Katzen, und Eva und ich wurden von unserem Vater über einen Feldweg zur Straße gejagt, wo sein Auto parkte. Er fing noch Alice und Holly ein, die zu Fuß ausbüxen wollten, schob uns alle auf den Rücksitz und fuhr uns der Reihe nach heim.

»Nie wieder«, sagte er mit rauer Stimme, kaum dass wir auf den Hof gefahren waren. »Nie wieder, hört ihr?«

»Es ist doch nichts passiert!«, protestierte ich.

»Wir wollten gerade zurückgehen«, sagte Eva.

»Ich will keine Ausreden hören! Wir haben es euch verboten. Ihr habt euch nicht dran gehalten. Ihr wusstet, was das bedeutet. Für den Rest der Ferien bleibt ihr auf dem Hof, wo ich euch sehen kann! Ist das klar?«

Wir nickten und sprangen aus dem Auto. Trotz des schönen Wetters verschwanden wir sofort missmutig in der Scheune, kletterten auf den Heuboden und spielten dort mit den kleinen Kätzchen.

Es dauerte bestimmt eine halbe Stunde, bis unsere Mutter die Leiter zu uns hinaufstieg. Sie strich sich ein paar lose Strähnen zurück, die sich aus ihrem dunkelblonden Pferdeschwanz gelöst hatten, und setzte sich zu uns ins Heu.

»Ihr wart ganz weit unten am Fluss, hab ich gehört?«

Wir nickten, voller Angst, welches Donnerwetter uns

jetzt wohl noch erwarten würde. Die kleinen Kätzchen krabbelten maunzend über unsere nackten Beine. Ein fast vollständig Schwarzes mit einem weißen Klecks auf der Brust rollte sich auf meinem Schoß zusammen. Ich streichelte es ganz sacht und vermied es, meine Mutter anzusehen.

»Und jetzt seid ihr hier oben, obwohl das eurem Vater auch nicht so richtig gefällt.«

Ich hörte an ihrer Stimme, dass sie lächelte. Als ich den Blick hob und sie ansah, erschrak ich, weil es ein trauriges Lächeln war.

»Er hat es uns nicht verboten«, sagte Eva gerade.

»Tut mir leid«, murmelte ich leise.

Eva fuhr fort: »Es ist noch nie was passiert, weder hier noch am Wasser. Und ich passe immer auf, dass nichts passiert.«

»Ich weiß«, sagte unsere Mutter.

»Wir sind ja nicht blöd. Wir fallen doch nicht in die Löcher im Heuboden.«

»Es ist trotzdem gefährlich. Auch am Fluss. Besonders am Fluss.«

»Mam, wir sind echt nicht so dumm, wie ihr meint. Wir fallen auch nicht einfach ins Wasser.« Eine vierfarbige Glückskatze zwischen Evas Knien versuchte, den Strohalm zu fangen, mit dem meine Schwester vor ihr herumwedelte.

»Trotzdem. Geht niemals allein, niemals im Dunkeln, niemals bei schlechtem Wetter, niemals, ohne uns Bescheid zu geben, wo ihr seid, und vor allem: niemals in den ungesicherten Bereich direkt am Wasser. Verstanden?«

Wir nickten. Sie hatten uns all das schon so oft gesagt, dass wir es nachts im Schlaf mitsprechen konnten.

»Ihr müsst es mir versprechen. Wirklich richtig versprechen. Es ist sehr wichtig. Olivia? Eva Louise?«

Wieder nickten wir. Wenn sie uns mit unseren richtigen, vollständigen Namen ansprach, war es ihr mehr als ernst. Eva sagte ganz leise »Versprochen«, und ich tat es ihr gleich.

Mam wusste genau, was sie tat: Wenn Dad uns anpolterte, wurden wir bockig, ihr jedoch konnten wir nichts abschlagen.

»Könnt ihr mir noch etwas anderes versprechen?« Sanft nahm unsere Mutter das schwarze Kätzchen aus meinem Schoß, setzte es auf ihre Handfläche und stupste seine Ohren vorsichtig mit ihrer Nase. »Entschuldigt euch bei eurem Vater.«

Eva schnappte nach Luft, und ich schob die Unterlippe vor. »Aber es ist doch überhaupt gar nichts passiert!«, sagte ich. »Und außerdem hat er gesagt, dass wir die ganzen Ferien nicht mehr vom Hof runterdürfen.«

»Er liebt euch, und er würde euch am liebsten rund um die Uhr bewachen. Ich auch! Aber wir müssen nun mal arbeiten, und ihr müsst Verantwortung lernen. Die lernt man nicht mit einem Schlag, wenn man volljährig ist.«

»Ich hab noch ganz viel Zeit, bevor ich erwachsen werde«, sagte ich wütend und sah zu Eva. Sie stocherte verdrossen mit den Fingern im Heu herum und schien die Glückskatze ganz vergessen zu haben.

»Schaut euch das kleine Ding an«, sagte Mam und hielt die Hand hoch, auf der das schwarze Kätzchen saß. »Schaut es euch an und sagt mir in vier Wochen, was es

alles dazugelernt hat. Schaut ihm dabei zu, wie es wächst und immer selbstständiger wird.«

»Ich bin keine Katze«, sagte ich. »Und ich bin schon sieben!«

»Und ich zehn!«, rief Eva.

»Eben. Ihr seid wie dieses kleine Ding, das seinen eigenen Kopf hat und eine Menge im Leben lernen muss. Und jetzt ab, ihr zwei. Geht zu eurem Vater und entschuldigt euch.«

Wir konnten nicht anders. Obwohl wir verärgert waren und auch ein Stück weit Angst davor hatten, unser Vater könnte uns noch strenger bestrafen, standen wir auf, kletterten brav die Leiter hinunter und suchten nach ihm. Mam hatte eine unwiderstehliche natürliche Autorität. Sie musste nie laut werden, man tat einfach, was sie sagte, weil man irgendwie spürte, dass sie recht hatte.

Und wir hielten uns in den folgenden Jahren an unser Versprechen. Wir durchstreiften weiter mit Holly und Alice die Felder und Wiesen, stiegen auf den Minaun, wir gingen auch zum Wasser, aber nie ganz ans Ufer. Auch meine beiden Freundinnen übernahmen unser Versprechen. Keine von uns war wohl zur Rebellin geboren.

Einmal noch verliefen wir uns wieder bis zu dem Flurkreuz mit dem Dominikanermönch. Es war im folgenden Sommer, und wir waren alle erschrocken, als wir völlig überraschend vor ihm standen, weil wir das Gefühl hatten, unser Versprechen gebrochen zu haben. Dabei hatten wir uns dem Wasser diesmal nicht genähert. Trotzdem beeilten wir uns zurückzukommen. Gerade als wir über die Mauer kletterten, die ein Feld von Hollys Familie umgab, ertönte die Stimme ihres Bruders Stephen, der sie zum

Abendessen rief. Alice, Eva und ich gingen weiter bis zum Hof meiner Eltern und aßen dort zusammen. Danach spielten wir noch mit den Katzen im Stall, bis es dunkel war und wir ins Bett mussten. Alice war die Tochter einer entfernten Cousine unserer Mutter, und wenn es spät geworden war, übernachtete sie bei uns. Unsere Eltern riefen dann bei ihren Eltern an und sagten kurz Bescheid. Während unsere Felder an das Ufer des Suir grenzten, lag der Hof von Hollys Familie auf der anderen Seite der Landspitze am Ufer des Barrow. Wir brauchten fünf Minuten von einem Hof zum anderen, wenn wir querfeldein liefen. Niemand im Dorf störte sich daran, wenn eine Horde Kinder durch den Garten tollte, um den Weg abzukürzen. Natürlich gab es immer mal wieder jemanden, der hinter uns her schimpfte, weil wir in unserem Übereifer im Vorbeirennen ein Bettlaken von der Wäscheleine rissen oder Stapfen im frisch gesäten Rasen hinterließen, aber wirklichen Ärger gab es nie. Damals waren die Mauern niedrig genug, so dass wir sie als Grundschülerinnen überwinden konnten, Zäune gab es nur für Tiere, und kaum jemand kam auf die Idee, sein Haus abzuschließen. Mein Vater vergaß die meiste Zeit, den Autoschlüssel abzuziehen. Wir hatten unbeschwerte, freie Sommer. Nicht einmal schlechtes Wetter konnte uns die Laune verderben, weil uns immer etwas einfiel, was wir tun konnten.

Doch diese Sommer hörten auf, als wir zwölf waren. Als das Furchtbare geschah, das unsere Freundschaft für immer verändern sollte.

2.

Josh saß an meinem Bett und hielt nicht meine Hand. Er trommelte nervös mit den Fingern auf seinen Knien herum. Den Blick hatte er auf den Boden gerichtet.

»Du musst nicht jeden Tag herkommen«, sagte ich schließlich. »Ich komme genauso gut oder schlecht klar, wenn du nicht die halbe Stunde pro Tag neben mir herumzappelst.«

Sofort hielt er die Finger ruhig und hob den Blick. »Das ist jetzt schon ein bisschen ungerecht«, sagte er.

Ich sah weg. »Niemand zwingt dich, mich hier zu besuchen, außer deinem schlechten Gewissen. Deshalb sage ich dir: Lass es sein, wegen mir musst du nicht mehr herkommen.«

Josh schien zu überlegen, ob ich ihn testen wollte. Er sagte: »Jemand muss doch ...«

»Nein«, sagte ich. »Du bist ausgezogen, wir sind nicht mehr zusammen. Ich sehe nicht, was daran jetzt anders ist.«

Josh aber blieb sitzen. Er nahm immer noch nicht meine Hand, obwohl ich es mir insgeheim wünschte, so wie ich mir auch wünschte, er würde sagen, dass alles ein Irrtum war und er wieder zurückkommen würde. Schließlich waren wir fast drei Jahre lang zusammen ge-

wesen und hatten wunderbar zueinander gepasst. Jeder hatte über uns gesagt: Ihr habt euch gesucht und gefunden, nur wenige haben das große Glück, einen Partner zu finden, mit dem man so großartig harmoniert. Daran hatte ich geglaubt, und Josh bis vor Kurzem auch.

»Du bist sauer auf mich«, sagte er.

»Ja, stell dir vor.«

»Das ist nicht richtig. Ich habe nichts falsch gemacht.«
Er sprach leise.

»Ich etwa?«

»Findest du, ein Krankenhaus ist der richtige Ort, um ...« Er suchte nach Worten.

»Ich finde, es gibt keinen besseren. Falls ich mich zu sehr aufrege, ist innerhalb von Sekunden jemand mit einer Beruhigungsspritze da.«

»Du bist unglaublich.« Er sah mich vorwurfsvoll an.

»Das hast du mir schon öfter gesagt. Nur leider in einem anderen Kontext, wenn ich mich recht erinnere.« Ich wich seinem Blick nicht aus.

»Livvie, bitte. Wir haben doch über alles gesprochen.«

»Ja, das haben wir. Oder vielmehr: Du hast mir deine Entscheidung mitgeteilt, und ich durfte sie gnädigerweise akzeptieren. Ich frage mich, was du getan hättest, wenn ich dich angefleht hätte zu bleiben.«

»So bist du nicht«, sagte er.

»Und das ist – was? Gut? Schlecht?«

»Gut natürlich«, sagte er ohne nachzudenken. »Du bist eben eine intelligente, rational denkende Frau, die nicht überreagiert. Das lieb ...« Erschrocken unterbrach er sich.
»Das schätze ich sehr an dir.« Josh fing wieder an, mit seinen Fingern zu trommeln, und ich zog die Bettdecke

enger um mich. Sich drei Tage nach einer Operation kaum bewegen zu können und komplizierte Beziehungsgespräche mit dem Ex zu führen, all das gab mir das Gefühl, der Umwelt schutzlos ausgeliefert zu sein. Ich hoffte nur, nicht auch noch in Tränen auszubrechen. Die Ereignisse der vergangenen Wochen hatten mich Nerven und Energie gekostet, und die körperliche Versehrtheit trug ebenfalls nicht dazu bei, mich sonderlich ausgeglichen und stark zu fühlen.

»Wenn du mich so sehr ... schätzt«, ich ließ das Wort ein paar Sekunden nachklingen, »dann frage ich mich, was die wahren Gründe für deine Entscheidung sind. Hast du eine andere Frau kennengelernt?«

»Das ist Unsinn. Das weißt du.«

»Nein, woher?« Trotzig starrte ich ihn an.

»Weil ...« Er stockte wieder, und ich wusste, er hatte sagen wollen: »Weil ich dich liebe.«

»Was ist es dann?«

Er sah mich mit seinen irritierend grünen Augen hilfesuchend an, strich sich das volle, dunkelblonde Haar aus der Stirn, senkte wieder den Blick, ohne zu antworten.

Ich tat es für ihn. »Weil du mir nicht mehr vertraust. Und ich sage dir zum tausendsten Mal, dass es dafür keinen Grund gibt.«

Josh hob die Schultern. Ich dachte: Irgendwann, ganz am Anfang, da fand ich diese jugenhafte Unsicherheit, die er mir gegenüber hatte, unglaublich anziehend. Denn üblicherweise trat er immer ganz selbstsicher und fast ein wenig arrogant auf. Er war so klug, er hielt die witzigsten und zugleich lehrreichsten Literaturvorlesungen, die ich je gehört hatte, aber wenn er dann vor mir stand, war er

ganz schüchtern. Wir hatten uns auf einer Institutsfeier kennengelernt, jemand hatte ihn mitgebracht. Josh lehrte englische Literatur. Ich hatte mich sofort verliebt, und bis vor Kurzem hatte ich es nicht bereut. Ich war überzeugt gewesen, dass er der richtige Mann für mich war. Der, mit dem ich alt werden würde. Meine perfekte Ergänzung.

Und ich wusste auch jetzt noch, dass er mich liebte.

»Ich habe Angst«, sagte er mit klarer Stimme. »Ich kann damit nicht umgehen.«

»Ich kann versuchen, sie dir zu nehmen«, antwortete ich ruhig. Ich tastete nach seiner Hand, aber er stand abrupt auf und ging zum Fenster.

»Das sind unangenehme Gefühle. Sie vergiften alles. Ich habe dir gleich gesagt, dass es mir nicht gut geht und dass du dein Verhalten ändern musst. Aber du hast es nicht getan, und jetzt kann ich nicht mehr ...« Er drehte mir den Rücken zu.

»Ich hab dir doch alles erklärt. Ich dachte, ich tue das Richtige. Und da hätte ich deine Unterstützung gern gehabt. Aber du ...«

Er wirbelte herum. »Ich! Ich habe dir gleich gesagt: Du machst einen Fehler. Und dein Verhalten tut mir nicht gut!«

Ich schwieg. Es war schwierig, jetzt weiter zu argumentieren, da ihm der Ausgang der Geschichte recht gegeben hatte. »Gut, ich habe einen Fehler gemacht. Aber ich habe dir doch nicht wehtun wollen.«

Er hob die Schultern, ratlos. »Ich kann dir nicht mehr vertrauen. Du warst nicht immer offen und hast mir Dinge verschwiegen. Das hat mir sehr wehgetan, und damit komme ich nicht klar. Es tut mir leid.«

»Aber deshalb musst du doch nicht alles infrage stellen, was zwischen uns war?«

Er nickte. »Es tut mir leid«, wiederholte er.

Ich schloss die Augen, weil ich Kopfschmerzen bekam. »Du musst hier wirklich nicht jeden Tag herkommen«, sagte ich erschöpft.

Er antwortete nicht.

Eine Weile blieb es ganz still, dann hörte ich die Tür. Ich machte die Augen auf. Josh stand noch am Fenster. Es war meine Zimmernachbarin, die zurückkam.

»Oh, Miss Brannon, Sie haben Besuch, wie schön! Störe ich?«, fragte sie und klang so heiter, dass man ihr unmöglich die Wahrheit sagen konnte.

»Ich wollte gerade gehen«, sagte Josh betont heiter, vermutlich dankbar für diese Wendung. »Bis morgen dann.«

»Ja, junger Mann, bis morgen!«, rief meine Zimmergenossin.

Ich warf ihm nur einen letzten Blick zu und schüttelte den Kopf. Er verstand und ging.

3.

Seitdem war Josh nicht mehr wiedergekommen. Andert-halb Wochen später, kurz bevor ich entlassen werden sollte, wirkte die Ärztin, die mich operiert hatte, zufrieden und zuversichtlich, was die Heilung meiner körperlichen Wunden anging. Nach allem anderen fragte sie nicht. Entweder spürte sie, dass ich nicht darüber reden wollte, oder sie hatte einfach keine Zeit, sich auch noch um die seelischen Befindlichkeiten ihrer Patientinnen zu kümmern. Ich schlief sehr viel, die Schmerzmittel machten mich müde, und seit ich allein aufstehen durfte, zwang ich mich nach jeder Mahlzeit, ein wenig spazieren zu gehen. Darauf, in zwei Tagen in ein menschenleeres, halb ausgeräumtes Haus zu kommen, freute ich mich nicht besonders. Andererseits war ich froh, nicht mehr das Geturtel meiner Bett Nachbarin, einer rüstigen Zweiund-siebzehnjährigen, ertragen zu müssen – sie hatte sich, wie sie mir erzählte, erst kürzlich verliebt, und ihr Freund, ein ebenso rüstiger, nur wenige Jahre jüngerer Witwer, teilte ihr ständig mit, wo er gerade war und was er tat. Neugierigen Fragen nach meinem Liebesleben wich ich aus, was sie allerdings zum Anlass nahm, ihrerseits noch mehr von ihrer neuen Liebe zu erzählen. Wahrscheinlich wollte sie mir nur Mut machen. Aber ich wollte nicht ermutigt wer-

den. Ich wusste gar nicht einmal genau, was ich eigentlich wollte. Die Zeit zurückdrehen vielleicht. Nur, wie lange zurück?

Gerade hatte ich mich zu meinem nachmittäglichen Spaziergang aufge rafft. Durch die Gehschiene bereitete mir das Laufen trotz Bänderriss kaum Probleme, aber ich hatte noch Schmerzen, wo die Schnittwunden am linken Unterbauch genäht worden waren und noch ganz verheilen mussten. Wenigstens von innen. Die Narben würden für immer bleiben. Ich trat eben auf den Krankenhausflur, als ich mich meiner Mutter gegenüber sah. Sie lächelte mich an und breitete die Arme aus. Ich brauchte einen Moment, um mich von der Überraschung zu erholen. Schließlich hatte ich meinen Eltern kein Wort davon erzählt, was geschehen war und dass ich im Krankenhaus lag. Langsam ging ich auf sie zu und ließ mich umarmen.

»Vorsichtig«, sagte ich. »Die linke Seite.«

Mein Kopf ruhte länger, als es zur Begrüßung nötig war, an Kendras Schulter. Ihre Wärme tat mir gut. Ich erwartete Fragen, vielleicht sogar Vorwürfe. Aber sie sagte nur: »Du wolltest gerade an die frische Luft, nicht?«

Ich nickte. »Möchtest du mitkommen, oder sollen wir wieder hineingehen?«

Als Antwort hakte Kendra sich bei mir unter – in Wirklichkeit suchte sie wohl nur nach einem Vorwand, mich stützen zu können – und wir gingen langsam zum Aufzug, um nach unten zu fahren. Sie sprach vom Wetter, wie schön es heute draußen war, wie sich der Frühling den Mai eroberte. Erst als wir ein paar Schritte durch die Sonne gegangen waren bis zu einer Parkbank mit Blick auf ein kleines Bächlein, ließ sie die Scharade sein und sah

mich ernst an. Die eine große Frage stand nun unübersehbar zwischen uns: Was war geschehen?

»Schön, dass du hier bist«, sagte ich anstelle einer Antwort. Oder hatte ich ihr das schon gesagt? Ich hatte nicht gewollt, dass sie kommt, aber nun, da sie hier war, freute ich mich wirklich darüber.

»Josh hat mich angerufen«, sagte Kendra.

Ich fühlte ein heißes Brennen durch meinen Körper fahren. »Warum?«

»Warum?« Sie sah mich durchdringend an, und als hätte ich Angst, sie könnte in mich hineinsehen, wandte ich rasch den Blick ab. »Vermutlich, weil du schwer verletzt im Krankenhaus liegst, nun schon seit einer ganzen Weile, ohne dich auch nur einmal bei deinen Eltern zu melden?«

Ich hob nur die Schultern. Um meine Verlegenheit zu überspielen, wollte ich mich vorbeugen und ein paar Grashalme abzupfen. Ich kam nicht weit, der stechende Schmerz der noch im Heilen begriffenen Wunden in der Leiste hielt mich zurück.

»Wolltest du uns gar nichts davon sagen?«, fragte sie weiter.

»Was hat er genau gesagt?«

»Dass du überfallen worden bist. Dass es dir wieder ganz gut geht. Dass du in ein paar Tagen entlassen wirst.«

Ich nickte, ahnend, was als Nächstes kam.

»Und dass es schön für dich wäre, wenn du nicht in eine leere Wohnung kämst.«

Ich bemühte mich, die Tränen zurückzuhalten. Es gelang mir nur schlecht. Wenn ich sie jetzt ansah, würde ich auf der Stelle losheulen.

»Livvie, wann habt ihr euch getrennt?«

Immer noch vermied ich Blickkontakt. »Vor vier, fünf Wochen«, murmelte ich.

»Hat dieser ... Überfall etwas damit zu tun?«

»Nein. Nicht direkt. Es war auch gar nicht ... Ach, das ist kompliziert.« Ich hielt inne, um nicht zu weinen.

»War er das?«

»Unsinn!« Heftig drehte ich mich zu ihr, wieder schmerzte die Bewegung.

»Das hätte ich auch nicht angenommen. Aber wenigstens schaust du mich jetzt an. Du wirst das Opfer eines Verbrechens und sagst kein Sterbenswörtchen zu deiner Familie? Was ist los?«

»Mam, das war kein richtiges Verbrechen! Und vielleicht hab ich einfach mal Zeit für mich gebraucht.«

»Wer war das?«, fragte sie eindringlich und beugte sich zu mir.

»Keine Angst, er läuft nicht frei herum. Hat Josh denn nichts erzählt?«

»Er sagte nur, jemand hätte dich an der Uni überfallen. Wir haben nur sehr kurz gesprochen. Es schien ihm unangenehm zu sein, mit mir zu reden.«

Meiner Mutter sah man an, wenn sie log. Sie war immer geradeheraus, bevorzugte die Abkürzung, ging auf direktem Weg auch dahin, wo es wehtat. Eine sehr rationale Frau, der es an Wärme nicht mangelte. Aber sie ließ emotionale Ausweichmanöver nicht wirklich zu, bei sich nicht, und bei anderen auch nicht. Deshalb war ich überzeugt davon, dass Josh ihr tatsächlich nichts gesagt hatte.

»Einer von meinen Studenten hatte ... Probleme«, ant-

wortete ich. »Er kam mit einem Messer ins Institut. Ein Glück, dass nicht mehr passiert ist. Wie gesagt, er ist jetzt ... ich denke, man kümmert sich um ihn. Psychiatrisch.«

Meine Mutter sah mich forschend an. »Die Sache scheint dich wenig zu interessieren.«

»Josh hat mich verlassen. Ich weiß gerade nicht, an welcher Stelle es mir mehr wehtut.« Jetzt ließ ich den Tränen freien Lauf. Sie legte den Arm um meine Schultern, zog ein Papiertaschentuch aus ihrer Umhängetasche und drückte es mir sanft in die Hand.

»Ich bleibe ein paar Tage da. Kann ich in eurem ... deinem Haus wohnen, bis sie dich entlassen?«, fragte sie mich. »Ich habe noch kein Hotel gebucht. Aber wenn dir das lieber ist ...«

Schniefend schüttelte ich den Kopf. »Natürlich wohnst du bei mir und nicht im Hotel! Ist das alles, was du dabei hast?«, fragte ich sie und deutete mit dem Kinn auf ihre Tasche. Zuzutrauen wäre es ihr: Niemand packte so effizient wie sie.

»Nein, der Koffer ist im Mietwagen. Ich habe keinen Rückflug gebucht, weil ich nicht sicher war, wie lange ich hierbleiben soll.«

»Wie lange kannst du denn bleiben?«

Wärme legte sich in ihren Blick. Sie wusste jetzt, dass ich sie nicht loswerden wollte. Dass sie willkommen war. »So lange du mich brauchst.« Dann umarmte sie mich.

Ich hätte es wissen müssen: Meine Mutter hatte längst einen Entschluss gefasst, wie es mit mir in den kommenden Wochen weitergehen würde. Sie war sich vermutlich in demselben Moment, in dem Josh bei ihr angerufen

hatte, sicher gewesen, was zu tun war. Während ich noch zwei Nächte im Krankenhaus verbrachte, abschließende Untersuchungen abwartete und mir gute Ratschläge und Anweisungen von den Krankenschwestern abholte, räumte sie in meinem Haus die Möbel so um, dass Joshs Fehlen nicht mehr so offensichtlich war.

Kendra holte mich mit dem Mietwagen, einem knallroten Mini Cooper mit weißen Streifen, im Krankenhaus ab. Als Physiotherapeutin wusste sie, worauf ich von nun an achten musste. Ich war glücklich und froh, jemanden an meiner Seite zu haben, der auf mich aufpasste, als ich nun nach Wochen das erste Mal das Haus wieder betrat.

Es war tatsächlich mein Haus, nicht »unser Haus«. Ich hatte es vor ein paar Jahren zu günstigen Konditionen gekauft, als ich die Professur für Kunstgeschichte in St. Andrews angenommen hatte, und Josh war bald darauf bei mir eingezogen. Geld war zwischen uns nie ein Thema gewesen, weshalb es nun bei unserer Trennung auch in dieser Hinsicht keine Komplikationen gab. Er hatte mitgenommen, was ihm gehörte, und dagelassen, was mir gehörte. Die wenigen Dinge, bei denen er sich wohl nicht ganz sicher war, hatte er zurückgelassen: den alten Globus, den wir bei einem Antiquitätenhändler in Glasgow gefunden hatten, oder das gerahmte Poster einer Ausstellung deutscher Expressionisten in Berlin, die wir gemeinsam besucht hatten ... Ich wollte nichts davon behalten. Ich wollte nicht mehr an ihn erinnert werden. Ausgerechnet meine Mutter, die in ihrem Leben nie mit einem anderen Mann als meinem Vater zusammen gewesen war, schien genau zu wissen, was nun das Richtige für mich

war. Käme man zum ersten Mal in mein Haus, würde man nicht einmal bemerken, dass ich dort jemals mit meinem Partner zusammengewohnt hatte. Dass so vieles einfach nicht mehr da war. Aber ihre Umräumaktion war für sie nur der Anfang.

»Es reicht nicht, einfach nur diese Sachen wegzuräumen. Du wirst in jedem einzelnen Zimmer erwarten, ihn zu sehen, sobald du die Tür öffnest. Wenn du ein Geräusch hörst, wirst du im ersten Moment glauben, dass er es ist. Und an die einsamen Nächte, in denen er nicht neben dir liegt, hast du sicherlich schon selbst gedacht. Du brauchst Abstand! Und zwar richtig.«

Ich dachte an die ersten Tage direkt nach seinem Auszug, daran, wie ich mich gefühlt hatte. Meine Mutter hatte natürlich recht: Hier zu sein war eine Qual. Besonders jetzt nach den zwei Wochen im Krankenhaus fühlte ich mich besonders verletztlich und sehnte mich danach, jemanden um mich zu haben, der mich tröstete, der für mich da war. In meinem kleinen Haus am Botanischen Garten hatte ich mich immer so wohlgefühlt. Hier war mein Zuhause. Wenn ich nicht gerade in der Welt herumreiste, um Vorträge zu halten, Ausstellungseröffnungen beizuwohnen oder Museen zu beraten, wenn es um Neuanschaffungen oder Ausstellungsplanungen ging, die mit meinem Spezialgebiet, der Porträtmalerei, zu tun hatten, war hier mein Mittelpunkt. Josh, mein Fels in der Brandung, hatte irgendwann einfach dazugehört. Er war ein Teil von meinem Zuhause geworden.

Ein paar Möbel zu verschieben und Dinge auszusortieren reichte wohl wirklich nicht. Ich würde Zeit verstreichen lassen müssen. Zeit heilt schließlich alle Wunden,

oder? Das sagte ich ihr, aber sie schien nicht meiner Meinung zu sein.

»Hast du einen besseren Vorschlag?«, fragte ich und ließ mir bereitwillig das indische Curry, das sie geholt hatte, servieren. Ich hatte es mir auf der Couch im Wohnzimmer bequem gemacht, sie saß mir gegenüber aufrecht im Sessel, den Teller auf den Knien.

»Natürlich«, sagte Kendra. »Zu warten, bis es weniger schlimm ist? Nein, das genügt nicht. Vermiete das Haus. Dann kommt hier anderes Leben rein.«

»Anderes Leben?«

»Ja. Andere Leute. Eine andere ... Atmosphäre.«

Ich nickte nachdenklich und probierte mein Curry. Es schmeckte nicht schlecht, vielleicht etwas fad, aber den fehlenden Geschmack schrieb ich den starken Schmerzmitteln zu, die ich immer noch nehmen musste. Seitdem schien alles irgendwie fad und langweilig zu schmecken. »Ich soll also ein Zimmer untervermieten? Klingt tatsächlich nach einer guten Idee. Dann hätte ich Ablenkung, und das Haus wäre nicht so leer. Und es wäre jemand da, wenn ich wieder unterwegs bin. Ich denke, gerade im Sommer könnte ich doch ...«

»Nein«, unterbrach mich Kendra. »Ich meine noch etwas anderes. Vermiete dein Haus, bis das nächste Studienjahr beginnt. Du bist jetzt ohnehin ein paar Monate freigestellt. Warum willst du hierbleiben? Wo dir Josh jeden Tag über den Weg laufen kann?«

»Soll ich mich etwa verstecken?«, fragte ich zweifelnd. »Das wäre wohl nicht das Richtige.«

»Du sollst zur Ruhe kommen. Dich erholen. Gesund werden. Und ich meine ganz gesund.« Sie stellte den Tel-

ler auf dem Couchtisch ab, ihr Essen war so gut wie unberührt. »Hier ist mein Vorschlag: Du vermietest das Haus auf Zeit, bis zum September. Sicherlich findest du jemanden, der es für die nächsten drei, vier Monate nimmt. Such dir eine Freundin oder einen Freund, der vor Ort für die Mieter da ist, sich um sie kümmern kann, wenn Bedarf ist. Und du kommst in der Zeit mit zu uns. Ich passe auf, dass du wieder ganz schnell auf die Beine kommst und dieses Ding an deinem Fuß nicht mehr brauchst.« Sie lächelte. »Auch wenn es sehr praktisch ist. Wenn ich nur daran denke, wie so ein Bänderriss noch vor ein paar Jahren behandelt wurde ... Früher hätten sie dir den Fuß eingegipst. Und was diese Schnittverletzungen angeht, musst du dir sowieso Zeit geben. Gibt es denn eine bessere Luft als bei uns in Irland?«

»Na ja, hier ist die Luft jetzt auch nicht wirklich schlecht«, sagte ich mit einem Augenzwinkern. »Aber mal im Ernst, wir haben Ende Mai. Ich kann doch nicht ein Vierteljahr bei meinen Eltern wohnen und ...«

»Klar kannst du das.«

»Mam, ich bin zweiunddreißig!«

»Ja. Und?«

»Das kommt mir komisch vor.«

»Dann bist du die Einzige, der das komisch vorkommt. Dein Vater freut sich schon. Deine Schwester übrigens auch. Und ihre Kinder sowieso, sie bekommen ihre Tante ja fast nie zu Gesicht.« Sie hatte also schon alles geplant. Das war typisch Mam. Kendra zog ihr Smartphone aus der Umhängetasche, die sie neben den Sessel gestellt hatte. »Soll ich Flüge buchen?«

»Mam, ich weiß nicht ...«

»Du hast recht. Wir nehmen besser deinen Laptop. Ich hole ihn dir.« Sie stand auf, und ich hörte, wie sie die Treppe hinaufging. Ich hatte mir oben in dem zweiten Schlafzimmer ein Arbeitszimmer eingerichtet. »Bis unsere Kinder kommen«, hatte Josh immer gesagt. Ihm waren Kinder so wichtig gewesen. Es lag an mir, dass wir noch keine hatten. Ich hatte immer noch warten wollen, aus Angst, dann keine Zeit mehr zu haben, um durch die Welt zu reisen. Was, wenn wir ein Kind bekommen hätten? Wäre er dann noch bei mir? Hatte ich denn wirklich alles falsch gemacht? Tränen liefen über meine Wangen. Ich wischte sie mit dem Handrücken fort.

»Siehst du, hier wirst du von den trüben Gedanken verfolgt«, sagte Kendra, als sie mit meinem Laptop zurück ins Wohnzimmer kam. Sie stellte ihn auf den Couchtisch. Dann suchte sie nach einer Box mit Taschentüchern und reichte sie mir.

»Danke.«

»Es wird mit der Zeit besser.«

»Ich weiß.«

»Alle Phrasen, die du kennst. *Jeder Tag ist ein neuer Anfang, es gibt noch so viele andere Männer, er hat dich nicht verdient ...* Alles, was dir so einfällt. Tu einfach so, als hätte ich es gesagt.«

»Mach ich.«

»Weil es nämlich wahr ist. Aber ich komme mir so albern vor, wenn ich es sage.« Sie klappte den Laptop auf und sah mich auffordernd an. »Was ist, wir könnten gleich morgen fliegen.«

Und ich wusste wieder ganz genau, warum ich meine Mutter so sehr liebte.

Meine Mutter war nicht übergriffig. Sie wusste einfach, wann sie Dinge in die Hand nehmen musste. Von selbst hätte ich mein Haus nicht verlassen, schon gar nicht so schnell. Ich wäre noch wochenlang dort geblieben, hätte mich nicht hinausgetraut aus Angst, Josh zu begegnen – oder dem Studenten, dem ich nicht in die Augen sehen könnte. Kendra akzeptierte sonst stets die Entscheidungen anderer Menschen, ob sie sie nun für richtig oder falsch hielt. Dass sie in dieser Situation fast schon gnadenlos eingriff, war aber wohl eine unvermeidbare Rettungsmaßnahme, so wie man eine Ertrinkende aus dem Wasser zog, und ich war ihr von Herzen dafür dankbar.

Ich buchte also die Flüge für den nächsten Tag, und noch in der Nacht suchte meine Mutter alles zusammen, was ich brauchen würde, bereitete das Haus so vor, dass sich ein Mieter jederzeit zurechtfinden würde, schaltete in den einschlägigen Portalen Anzeigen, schlief wahrscheinlich nur wenige Stunden – wenn überhaupt – und packte mich am nächsten Morgen mitsamt der Koffer in den Mini Cooper, mit dem wir zum Flughafen von Edinburgh fuhren. Ich hatte einer Nachbarin den Zweitschlüssel gegeben und sie gebeten, sich um die zukünftigen Untermieter zu kümmern.

Am frühen Nachmittag landeten wir in Cork, wo uns mein Vater bereits erwartete und mich mit offenen Armen empfing. Auch meine Schwester Eva, ihr Mann Conor und ihre drei Töchter waren mitgekommen. Mit dem Temperament einer italienischen Großfamilie riefen sie alle durcheinander, als sie mich begrüßten wie eine von den Toten Auferstandene. Ich war die verlorene Tochter.

Ich hatte meine Gründe gehabt, in den Jahren nach der

Schule nur noch selten herzukommen, vielleicht zwei oder drei Mal im Jahr. Zu eng war mir hier alles vorgekommen, zu nah an meiner Kindheit, und dabei hatte ich doch erwachsen werden, der Heimat entwachsen wollen. Ich hätte jedoch aus Stein sein müssen, um bei dieser Begrüßung nicht gerührt zu sein. Es war mitten in der Woche, meine Schwester und mein Schwager hatten sich extra für mich freigenommen. Ich ließ mich umarmen und küssen und von meinen Nichten an die Hand nehmen. Ich schloss einen Moment lang die Augen und genoss einfach nur, das fröhliche irische Geschnatter der Mädchen zu hören.

Eva, Conor und die Kinder fuhren schließlich mit ihrem eigenen Wagen zurück nach Waterford. Kendra nahm meinem Vater die Autoschlüssel aus der Hand – ich konnte es nicht anders, wenn beide zusammen unterwegs waren, fuhr immer sie –, und mit schlechtem Gewissen sah ich tatenlos zu, wie meine Eltern die schweren Koffer zum Parkplatz hievten. Noch war ich nicht soweit, dass ich schwere Gegenstände heben oder herumwuchten durfte. Ich beruhigte mich damit, dass meine Mutter als Physiotherapeutin und lebenslange Sportlerin auch mit über sechzig immer noch sehr gut in Form war, und mein Vater, Arthur, war als Landwirt körperliche Anstrengung gewöhnt. Und doch schien es mir nicht richtig. Ich fühlte mich, als würde ich einen Teil meines Erwachsenseins aufgeben. Es lag nicht nur an den Koffern, von denen ich nicht einen einzigen auch nur berühren durfte. Die medizinische Notwendigkeit hinter diesem Teil der aufgegebenen Selbstständigkeit ließ es mich noch akzeptieren. Aber in meiner eigenen Entscheidung, den Sommer hier im

Süden Irlands zu verbringen, wurde ich mit einem Mal unsicher. Dabei war es doch das einzig Richtige: In St. Andrews wartete ein Haus auf mich, das seit Joshs Auszug für mich den Charme eines Mausoleums hatte.

Ich schüttelte die dunklen Zweifel ab. Meine Mutter hatte recht gehabt: Abstand gewinnen war das eine, die Vermietung und mich selbst eine Weile woanders einzuleben, das nächste. Die Dinge mussten umfunktioniert werden, um eine neue Bedeutung zu bekommen.

Doch was für mein Haus galt, das galt erst recht für den Ort, an dem ich aufgewachsen war. Er hatte nie eine andere Funktion, eine neue Bedeutung für mich erfahren. Als wir an Waterford vorbeifuhren und Cheekpoint erreichten, fiel ich durch das Kaninchenloch wie Alice im Wunderland und wurde zwanzig Jahre jünger.



Liz Balfour

Die dritte Schwester

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 368 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-47125-2

Heyne

Erscheinungstermin: September 2014

Die Kunstgeschichtsdozentin Livvie braucht nach dem schmerzlichen Ende ihrer Beziehung eine Auszeit. Für einen Sommer verlässt die junge Frau St. Andrews, um bei ihrer Familie Ruhe zu finden – Irland wird sie heilen. Ihre alte Liebe zu Stephen flammt neu auf. Doch dann kommen längst vergessen geglaubte Erinnerungen an die Kindheit mit ihren zwei besten Freundinnen zurück, die ihr wie Schwestern waren. Livvie stößt auf ein Geheimnis, das so schrecklich ist, dass niemand je das Schweigen brach ...



[Der Titel im Katalog](#)